

Menschen – ob Christ oder Nichtchrist – sich zu etwas bekennen (für den Christen das Bekennen zur Botschaft Christi mit allen Konsequenzen). Und weil das Glauben vom Hören kommt (vgl. Paulusbriefe), muß man den, dem geglaubt wird, zuerst kennen. Das Kennen führt oft – nicht immer zum Erkennen. Der Sprung vom Erkennen zum Bekennen erfordert Mut zum Ja-Sagen. Darin steckt letzten Endes das Wagnis, das Risiko, die Ungewißheit, die Skepsis. Gerade in unserer Zeit des alles Erklärbaren, Beweisbaren, Meß- und Machbaren.

Renate Vogel

HILFE FÜR LESER. – ZUM ENDE DES Jahres möchten wir allen Freunden, Förderern und Lesern danken für die Treue, die sie uns gehalten, und für die Unterstützung, die sie uns gewährt haben.

Durch sie war es uns möglich, die Zeitschrift weiter zu entwickeln. Wir berichteten schon, daß die spanische *Communio* Mitte des Jahres ihre Arbeit definitiv aufgenommen hat. Wir

konnten in der Zwischenzeit zwei weitere Gründungen einleiten, bis zu deren Abschluß freilich noch einige Zeit vergehen wird. Beide Gründungen bedürfen, da sie in politischen Erdbebenzonen durchzuführen sind, der Gebetshilfe unserer Freunde.

Leider können wir heute nicht mitteilen, daß die polnische *Communio* die Arbeit aufgenommen hat. Wir sind aber zuversichtlich und rechnen mit einem baldigen Beginn.

Dank allen, die es uns durch ihre Spenden möglich machten, die vielen Interessenten hinter dem Eisernen Vorhang mit einem Freiabonnement zu bedenken. Nutznießer waren aber auch zahlreiche Priester und Ordensleute in Übersee. Es liegt uns sehr daran, die Verbindung mit diesen Missionaren und Theologen auch in Zukunft zu pflegen und ihnen durch das Geschenkabonnement deutlich zu machen, daß persönliche Zuwendung und Hilfe auch im Zeitalter anonymen Großorganisation möglich sind.

Patenschaftsabonnements bitten wir zu bestellen beim *Communio*-Verlag, Moselstraße 34, 5000 Köln 50, Rodenkirchen. Vielen Dank.

## STELLUNGNAHMEN

Die fünf Beiträge zum Thema christliche Ehe<sup>1</sup> werfen einige Fragen auf, die, wenn sie schon nicht hier und heute zu beantworten sind, doch als offene Frage nachdrücklich ins Bewußtsein eingehen sollten. So gewiß es ist, daß kirchliche Lehre und damit auch die Lehre der Kirche von der Ehe niemals fertig da war und da ist, also bis an das Ende der Zeiten sich fortentwickelt, so gewiß ist es auch, daß ein unveräußerlicher Kern dieser Lehre durch alle Zeiten hindurchzutragen ist, der das *depositum fidei* ausmacht. Im historischen Ablauf werden es die Umstände von Zeit und Raum sein, die die Lehrer der Kirche anhalten, das geltende Verständnis von kirchlicher Lehre zu hinterfragen, sofern das notwendig erscheint. Dabei wird es Grenzen

der Infragestellung geben müssen, die von der unter allen Umständen zu erhaltenden Substanz der kirchlichen Lehre gezogen werden.

Bezogen auf die Beiträge über die christliche Ehe heißt das:

1. Die Wandlungen im christlichen Eheverständnis werden von außen in die Kirche getragen. Unter dem Einfluß der Ergebnisse empirischer Wissenschaften werden Hilfen durch Anpassung an den Geist der Epoche für die von der herkömmlichen kirchlichen Ehelehre Enttäuschten versucht.

2. Die Hilfe soll den Ehemülligen und Ehepartnern erwachsen durch Abbau von Verrechtlichungen in der kirchlichen Lehre und durch Reduktion der institutionalistischen Sicht, ohne daß man freilich sicher ist, ob eine solche Neuakzentuierung christlicher Ehelehre die Ehe für die, die sie leben, ungefährdeter macht.

<sup>1</sup> In dieser Zeitschrift 5/79, S. 385, 393, 415, 433 und 476.

3. Bei aller Offenheit der Theologen für die Erkenntnisse der spekulativen und empirischen Wissenschaften in dieser Frage organisieren sie ihre Forderungen und Wünsche bezüglich einer dem Geist der Zeit widerstandsfähigen christlichen Ehe an einem Modell von Ehe, daß in der Regel die Wirklichkeit einer Ehegemeinschaft nicht einfängt.

#### Anmerkungen zu Punkt 3:

Es bedarf hier des Hinweises auf den Beitrag von Paul L. Weinacht, der den Satz enthält: »Auch für die Ehe, die als Liebesbund gemeint ist und auf Kinder hin orientiert ist, gilt noch immer, daß Familie nicht in der Ehe, sondern Ehe in Familie gründet.«<sup>2</sup> Das heißt nichts anderes, als daß das heute zur Diskussion gestellte Konzept von Ehe als einer weitgehend entinstitutionalisierten, vornehmlich auf persönliche Zuneigung zweier Menschen auf Lebenszeit angelegten Gemeinschaft in der Regel als Zweierbeziehung zeitlich sehr begrenzt gelebt wird, nämlich bis die Zweierbeziehung in das weitaus breitere und komplexere Beziehungsgeflecht der Familie aufgeht. Die Realitäten der Mehrkinderfamilie dominieren das Bewußtsein aller Familienmitglieder. Und das in der Regel über zwanzig Jahre lang, die Hochzeit familiärer Gemeinsamkeit, in bezug auf welche alles das, was die Theologen zur Ehe sagen, wie ein Vorlauf und Anlauf auf die Familie hin anmutet. Nach Auszug der erwachsenen Kinder aus dem Familienverband bleibt eine Zweierpartnergemeinschaft zurück, möglicherweise für weitere zwanzig Jahre. Diese Drittphase von Ehe unterscheidet sich von der Erstphase (vor der Familiengründung), wenn schon nicht fundamental, so doch tiefgehend. Dies zu belegen, ist überflüssig. Die in der Debatte stehende Konzeption christlicher Ehe, wie sie in den Beiträgen vor allem von Ernst dokumentiert wird, hat letztlich allein die Erstphase von Ehe in Blick. Das ist, will man zum Wohle der Betroffenen Ehe und Familie sichern, auf die Dauer zu wenig.

#### Anmerkungen zu Punkt 2:

a) Höffe schreibt im gleichen Heft über das Verhältnis von Freiheit und Institution. Über-

zeugend, so meine ich, sein Nachweis, daß auf Institution als Entlastungsträger in keiner Gesellschaft zu keiner Zeit verzichtet werden kann. Dies gilt auch für die Ehe als Institution. Wer Gelegenheit hat, täglich mit jüngeren Frauen zusammenzuarbeiten, die Mann und Kinder haben, aber nicht in der Ehe leben, weiß, wie fragwürdig diesen Frauen ihr emanzipatorischer Versuch ist. Und auch daß sie in der Mehrzahl davon überzeugt sind, daß eine solche partnerschaftliche Beziehung, durchaus auf freiem Entschluß und Liebe gegründet, nicht für die Dauer des Lebens durchzuhalten ist. Jeder von uns, der christliche Ehe gelebt hat, weiß, daß es in ihr Phasen gibt, die nur aus dem Glauben an die Kraft des sich durchhaltenden Sakraments und an die auch durch Rechtsbestimmungen Sicherheit gewährende Institution ertragen werden.

b) Zum Thema Entrechtlichung bzw. Entinstitutionalisierung der christlichen Ehe: Gewiß, alles, was gegen den innersten Sinn des Sakraments verstößt, muß abgebaut werden. Doch wird die Kunst darin bestehen, die rechte Grenze zu finden. Wiederum bedarf es hier eines Hinweises. Vincens M. Lissek schreibt: Das Kind als Konfrontationsobjekt? Zur Neuregelung des elterlichen Sorgerechts: »Mit der Einführung des neuen Eherechts hat eine individualistische Sicht der Ehe Eingang in das Gesetz gefunden, bei der nur noch die Interessen und Rechte jedes einzelnen Ehegatten vom Gesetz geschützt werden . . . Diese Sicht der Ehe ist ganz natürlich auch von weittragender Bedeutung für die Familie, das Verhältnis von Eltern und Kindern zueinander und die rechtliche Ordnung dieses Verhältnisses.«<sup>3</sup> Mit anderen Worten: Die Vorgänge um das elterliche Sorgerecht in der Bundesrepublik legen zumindest die Vermutung nahe, daß eine weitgehend entrechtlichte und entinstitutionalisierte Konzeption von Ehe, akzeptiert von der Öffentlichkeit und von der jüngeren Generation, wenn in der Ehe lebend, dann weitgehend so gelebt, eine Entinstitutionalisierung der Familie nach sich zieht, sie unter das Gesetz der je eigenen Interessenwahrnehmung zwingt, was den Staat in Konfliktfällen nötigt, diese Familie un-

<sup>2</sup> Ebd., S. 417.

<sup>3</sup> In dieser Zeitschrift 4/79, S. 336.

ter eine von ihm entwickelte und verantwortete Frieden stiftende Apparatur zu stellen. Es ist unaufrichtig, über die Implikationen des Sorgerechts in der Bundesrepublik zu jammern und an den Voraussetzungen zu diesem Recht mitzuwirken.

#### Zu Anmerkung 1:

Die Beiträge von Ernst und Lehmann betonen die ekklesiale und personale Dimension der christlichen Ehe, die nicht gegeneinander ausgespielt werden dürfen. Zu welchen Härten beide Dimensionen führen können, zeigt der Beitrag von Wallmann. Dieser Rückblick gilt ja offensichtlich einer Ehe, deren über den Tod eines Ehepartners hinaus wirkende Treue aus Liebe und freiem Entschluß im Glauben an die Wirkkraft des Sakraments erwachsen und gefestigt ist. Nicht aus sozialen Zwängen. Gerade das will der Bericht ja all denen zeigen, die glauben, ohne die sichernde Kraft des Sakraments über die Dauer eines Lebens in der Gemeinsamkeit mit einem geliebten Menschen alle Höhen und Tiefen durchzustehen. Das ist die personale Dimension dieser Ehe, die fast zwangsweise in der Hypertrophie der Treue endet, nachdem sie vorrangig auf Partnerschaft, Liebe und freie Entscheidung gesetzt hat und nicht so sehr auf Recht und Institution. Was nützt dann die Feststellung aus ekklesialer Sicht: Der Mann hat zuviel und daher falsch geliebt. Er sollte wissen, daß die Zeit kurz ist und daher lieben, als liebte er nicht. Der um Rat Suchende (ein pastoraler Fall?) wird solche Feststellung als wenig hilfreich empfinden.

Worauf es ankommt: Sich bewußt zu machen, daß jede Neuakzentuierung in der Konzeption der christlichen Ehe weit über diese hinaus soziale Auswirkungen hat, die bedacht sein müssen, wenn die letzten Schäden nicht schlimmer sein sollen als die ersten. Diese in Grenzen zu halten, wird nur gelingen, wenn die Realitäten des Lebens die Konzeptionsmodelle der Theologen bestimmen und nicht umgekehrt.

Heinrich Schmitz

Nachbemerkung zur »Kleinen Korrektur« Joseph Kardinal Ratzingers<sup>1</sup>. So sehr ich dem

<sup>1</sup> In dieser Zeitschrift 4/79, S. 381.

Beitrag P. Diederichs<sup>2</sup> zustimmen konnte, zumal in seiner »trinitarischen« Diktion, kamen auch mir Bedenken, in der Hinwendung zum Tabernakel durch den zelebrierenden Priester ein Argument für diese These zu sehen. Zunächst einmal ist die Hinwendung »zum Altar« viel älter als die Hinwendung zum »Tabernakel«. Ursprünglich haben, und jeder, der in der Geschichte des christlichen Altars bewandert ist, – man sollte sie baldigst wieder in Erinnerung rufen! –, wird bestätigen, daß die Aufbewahrung der heiligen Eucharistie im Tabernakel auf dem Altar, zumal dem Hochaltar eine geschichtlich recht junge Form der Eucharistieverehrung darstellt. Die meisten mittelalterlichen Altäre Deutschlands z. B. kennen gar keinen Tabernakel. Nach den einschlägigen Handbüchern kommen diese in der Verbindung mit dem Altar in Italien erst im vierzehnten Jahrhundert auf, um dort im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert zur Regel zu werden. In den außeritalienischen Ländern kennt die Gotik die Sakramentsschreine, die Sakramentshäuschen, kurzfristig auch die Sakramentstauben, um das höchwürdigste Gut aufzubewahren und zu verehren. Was diese Sakramentshäuschen oder auch Ziborien genannten Aufbewahrungsstätten im Leben der damaligen Gläubigen bedeuteten, geht aus einem kleinen Beispiel aus der Geschichte meiner Heimatstadt Goch hervor. Nach einem noch erhaltenen Privilegienbuch hatte der neue Landesherr jeweils bei der Inbesitznahme der Stadt »Eide zu tun, wobei er die Bestätigungsbriefe (der Stadtrechte) auf das Ziborium legt, in dem das heilige Sakrament steht, und zu schwören«. Wohl in der Nachfolge des Konzils von Trient und seinen wohl notwendig gewordenen Vorschriften über die würdige Aufbewahrung der heiligen Eucharistie und im Altarbau des Barocks wurden Tabernakel und Altar zu einer architektonischen Einheit. Erst nach dem Codex Juris Canonici von 1917 (c. 1269) durfte das Allerheiligste nur noch in einem Tabernakel, der mit dem Altar unverrückbar verbunden war, aufbewahrt werden. Damit ist natürlich die »trinitarische Bedeutung« der »Hinwendung zum Tabernakel« hinfällig. Zudem kamen diese

<sup>2</sup> In dieser Zeitschrift 6/78, S. 498.

Bestimmungen über die Aufbewahrung des Allerheiligsten, als die von Kardinal Ratzinger angesprochene »Ostung« jedenfalls beim Neubau vieler Kirchen aufgegeben und in ihrem Symbolgehalt vergessen wurde. Und dennoch meine ich, daß die Zelebrationsrichtung nach Osten, oder einfach zum Altar damit ihre Bedeutung nicht verloren hatte. Denn der »Altar ist Christus«, es wurde ein alter Symbolgehalt allmählich wieder entdeckt. Wenn heute zum Volke hin zelebriert wird, so kann man darin weithin nichts anderes sehen, als einen ohne tiefere Reflexion übernommenen alten Brauch. Seit dem Beginn des zweiten Jahrtausends ist diesseits der Alpen bestimmt nicht mehr zum Volke hin zelebriert worden.

Wer die Geschichte alter Altaranlagen kennt, der weiß, daß das räumlich auch gar nicht möglich war. Nur in alten Basiliken Roms und anderer italienischer Städte hatte sich diese Zelebrationsform, die durchaus einen tiefen Sinn hat, lebendig erhalten. Wohl aus falschen, etwas romantischen Vorstellungen heraus, hatte sich die »Liturgische Bewegung« in Frankreich und Deutschland um die Stellung des Priesters hinter dem Altartisch – hinter einem Retabelaltar wäre das ja nicht möglich gewesen – bemüht. Weder im alten noch im neuen *Missale Romanum* gibt es eine Vorschrift über den Platz des Priesters bei der Feier der heiligen Messe! Selbst die lutherischen Gemeinschaften haben trotz einiger gegenteiliger Ansätze zur Reformationszeit, an der Stellung des Pfarrers vor dem Altar als Führer des betenden Volkes festgehalten. Noch vor dem Zweiten Weltkriege greift Rudolf Schwarz in seinem Buch »Vom Bau der Kirche« schon in der einleitenden Grundlegung einen alten Gedanken wieder auf. »Man hat in früheren Zeiten den Altar ›Christus‹ genannt, so wie man auch viele andere Dinge ›Christus‹ nannte . . .« So ist die Hinwendung des Priesters zum Altar, also zu Christus, durchaus, auch wenn die kosmisch begründete Ostung nicht mehr verstanden wurde oder verstanden wird, was aber nicht bedeutet, daß man sie nicht wieder verständlich machen könnte!, vom Sakrament her legitim. Das ganze Buch von Rudolf Schwarz ist in seinen Bauplänen von der Problematik der

»Stellung des Liturgen« durchzogen. Er läßt alle Möglichkeiten offen! Ja, an anderer Stelle hat er einmal gewarnt, man solle nur nicht glauben, alle liturgischen Probleme gelöst zu haben, indem man den Priester einfach hinter den Altar stellt. Es geht ihm eben nicht um bloße Formen, sondern wie seinem Freunde Guardini, um den »Geist der Liturgie«. Wie sehr dieser hier die besondere Aufgabe der Liturgie sah, geht aus einem Brief hervor, den er mir einmal schrieb, als ich als Soldat aus Rußland einen kurzen Briefwechsel in liturgischen Fragen mit ihm führte. »Es kommt auf zweierlei an: einmal, daß die Agenden, das heißt die Anweisungen für den Vollzug der liturgischen Handlung und ebenso die Texte (dazu ist allerdings noch auf das in seinem Büchlein »Vom Geist der Liturgie« über die Gebete der römischen Liturgie Gesagte zu erinnern, d. Verf.) sorgsam, sowohl ihrem Sinn wie den Möglichkeiten der Pfarrgemeinde entsprechend, durchgearbeitet werden – dann aber, und das wird allmählich immer wichtiger, daß die Gläubigen lernen, wie man aus der Liturgie wirklich religiös lebt, damit diese nicht nur ein schönes, objektives Geschehen, sondern Nahrung des gläubigen Daseins wird. Und da ist sehr viel zu tun; denn es kommt nicht nur darauf an, zu erklären, wie dieser oder jener Gebrauch entstanden ist, oder was dieser und jener Text bedeutet, sondern zu lernen und zu lehren, wie man liturgisch betet, handelt und lebt.«

Noch eine Nachbemerkung zu den Altaranlagen der frühen Zeit, die ich außerhalb Italiens kenne. Da ist zunächst die alte Taufkirche in Riva S. Vitale im Tessin, noch aus dem fünften Jahrhundert, ein Zentralbau mit zentralem Taufftauchbecken, der man in merowingischer Zeit nach Osten eine kleine Apsis angefügt hat. Wenn auch einige Historiker meinen, hier habe ein Bischofssitz gestanden, so bin ich da anderer Meinung. Riva hat nie einen Bischof gehabt. Es handelt sich um eine Altarapsis und als solche wird sie noch heute verwendet. Sie ist so eng, daß der Priester nur zum Altar nach Osten hin die heilige Messe zelebrieren konnte. Bei der kleinen Hauskirche in Dura-Europos aus der Zeit um 240 am Euphrat in Syrien weiß man nicht, wo der Al-

tar gestanden hat. Wenn es auch wohl nur ein Tisch gewesen ist, so kann man über die Stellung des Priesters nichts Verbindliches sagen. Bei der »Basilika« von Imwas (Emmaus?) ist der Streit um die Datierung zwischen 240 und sechstem Jahrhundert noch nicht gelöst. Jedoch scheint bei den Raumverhältnissen in der Apsis die Stellung des Priesters zum Volk möglich gewesen zu sein. Gleichfalls in Vaison-la-Romaine in der Provence zeigt die Kirche Notre-Dame de Nazareth aus merowingischer Zeit eine basilikale Chorordnung mit Kathedra für den Bischof und halbkreisförmigen Bänken für das Presbyterium. Am wohl noch älteren Altar ist sicher »Versus populum« zelebriert worden. In dem noch merowingischen Rechteckchor der Willibrordkirche in Kellen bei Kleve, der im Grundriß erhalten ist, wird das aber aus räumlichen Gründen nicht möglich gewesen sein. Auch die merowingischen Reste in der Apsis von Civaux (Vienne) in Frankreich lassen einen ähnlichen Schluß zu. Die Stellung des Priesters vor und hinter dem Altar dürfte wohl für lange Zeit hindurch nebeneinander in den verschiedenen Kirchen je nach der Art der Choranlage geübt worden sein. Die Meßfeier »Versus populum« ist also schon weit vor der Jahrtausendgrenze nicht mehr die ausschließliche gewesen. Diese Veränderung mit dem Aufkommen einer der Gemeinde unverständlichen Sprache erklären zu wollen, wie die neuere Liturgieforschung den Vorgang zu erklären versucht, ist nur eine vage Vermutung. Das beweist die Entwicklung in den orientalischen Kirchen, in denen ja weiterhin in der noch zunächst verständlichen Volkssprache zelebriert wurde, und die ja die Stellung »Versus populum« nicht kennt. Ein gleichartiger Trugschluß liegt vor, wenn gesagt wird, daß den ersten christlichen Jahrhunderten der Opfergedanke in der Eucharistiefeier und der Begriff des Altares fremd gewesen sei. Schon im Hebräerbrief und im 1. Korintherbrief taucht das Wort Altar in der hellenistischen

Form »*Thysiasteron*«, was dem altgriechischen »*Bomos*« entspricht, auf. Was nun das »Opfer« angeht, so sind wiederum zwei Paulus-Stellen heranzuziehen, nämlich einmal im 1 Korintherbrief 5, 7: »Als unser Opferlamm ist ja Christus geschlachtet worden«. Und im selben Brief 11, 26: »Denn sooft ihr dieses Brot eßt und den Kelch trinkt, sollt ihr den Tod des Herrn feiern, bis er wiederkommt.« Wenn also der Tod eines »Opferlammes« gefeiert wird, so ist diese Feier stets ein Opfer. Das wird noch bestärkt durch die Worte des Hebräerbriefes: »Um wieviel mehr wird das Blut Christi, der kraft seines ewigen Geistes sich selbst als makelloses Opfer Gott dargebracht hat.« Der »Opfergedanke« in der heiligen Messe ist also keineswegs erst im frühen Mittelalter entstanden. Das beweist auch die Anaphora des heiligen Hippolyt, die ja zur Grundlage des zweiten eucharistischen Hochgebetes wurde: »Wir bitten Dich, sende Deinen Heiligen Geist auf das Opfer der heiligen Kirche . . .« – Ebenso zeugt der Paschahymnus aus einer Osterpredigt dieses Heiligen, der 235 als Martyrer starb, klar und eindeutig vom Opfergedanken: »Pascha, Pascha des Herrn, ruft der Geist.« Wer derart zum Osterfest den »Pascha-Ruf« erhebt, der wird den »Opfergedanken« nicht verneinen. Es ist also ein Unding zu sagen, erst mit dem Aufkommen des »Opfercharakters« der heiligen Messe im frühen Mittelalter sei aus dem tragbaren Tisch der Basilika der feste, in der Apsis stehende Altar entstanden. Einleuchtender ist die Erklärung der Stellung des Priesters an der Spitze der Gemeinde durch die Ostung der Choranlage mit dem Altar, also der Hinwendung dem Lichte zu, einer Symbolik, in der Christus als Sonne der Gerechtigkeit, als Sonne des Heiles, als *Sol invictus* o. ä. gesehen wurde; eine Deutung, die bei den ursprünglich von Osten nach Westen gebauten alten Basiliken Roms nicht möglich war.

Franz Josef Nüss

Gerhard Schneider, geboren 1926 in Trier, ist seit 1968 Professor für Exegese und Theologie des Neuen Testaments an der Ruhr-Universität Bochum.

Hubert Jedin, geboren 1900 in Grossbriesen, war bis 1965 ordentlicher Professor für Kirchengeschichte an der Universität Bonn; Herausgeber des siebenbändigen Handbuchs der Kirchengeschichte (1963–1979).

Ernst Dassmann, geboren 1931 in Coesfeld, ist seit 1969 Ordinarius für Alte Kirchengeschichte an der Universität Bonn. Er legt Wert auf die Feststellung, daß die auf Seite 508 formulierten Überlegungen wirklich »Thesen« sind, die im Rahmen von Seminarübungen als Diskussionsgrundlage gedient haben. Sie sind auf Wunsch der Herausgeber ohne Anmerkungen und Kommentar in ihrer zur Gegenrede herausfordernden Kürze belassen worden.

J. A. de Kok OFM, geboren 1930 in Den Haag, ist seit 1967 ordentlicher Professor für Kirchengeschichte an der Katholisch-Theologischen Hochschule zu Utrecht (KTHU). – Der Beitrag auf Seite 512 ist der überarbeitete Text eines Vortrages, gehalten vor Gymnasiallehrern im Rahmen des von der KTHU angebotenen Aufbaustudiums. Die Übersetzung aus dem Niederländischen besorgte Ulrich Ruh.

Olivier Clément, Jahrgang 1923, arbeitet am Orthodoxen Institut St. Serge in Paris. Den Beitrag auf Seite 524 übersetzte aus dem Französischen Ingrid Verweyen.

Gerhard Müller, geboren 1947 in Mainz-Finthen, ist als Kaplan in Bürstadt (Hessen) tätig.

Curt Hohoff, geboren 1913 in Emden, studierte in Münster, Berlin, Cambridge und München Literatur und Sprachwissenschaften. Seit 1937 als freier Schriftsteller in München lebend. Mitglied der Akademie der Künste Berlin und der Bayerischen Akademie der schönen Künste.

Renate Vogel, geboren 1949 in Thymau (Krs. Passau), studiert Rechtswissenschaft, Katholische Theologie und Philosophie an der Universität Regensburg.